

Ein langer Lauf von sich weg

Kulturjoker Theater

Florian Fiedlers „Peer Gynt“ auf der Großen Bühne im Theater Basel

Norwegen ist ein reiches Land. Reich an Öl, reich an Geschichten. Ob das viele Erdöl neue Mythen hervorgebracht hat, muss man Henrik Ibsens „Peer Gynt“ nicht befragen, denn dies fand man erst später.

Und auch in Florian Fiedlers Inszenierung für das Theater Basel, dient das Fabrikambiente mehr der Atmosphäre als der Verortung von Ibsens dramatischem Gedicht in der Gegenwart. Hin und wieder entweicht

den Lüftungsrohren Dampf, die Belegschaft dreht hier eine Schraube an, verschwindet dort im Maschinenraum. Bei Mutter Aases Pförtnerhäuschen kommen alle vorbei, um sich die Hände zu waschen oder Aufmunterung zu holen. Aase hat ihre längst gefunden. Ein Schlückchen Eierlikör kann niemand verwehren und er ist doch nur ein klebriger Trost ob dem erbärmlichen Leben in dieser Hütte mit zwei Herdplatten, der besseren Vergangenheit in der Truhe und den Kräutern im Blumenkasten. Die Hoffnungslosigkeit hat sich wie eine Schicht Fett auf Aase (Chantal Le Moign) gelegt.

„Wer weiß, was einer wird“ - dass aus ihrem Sohn Peer (Aljoscha Stadelmann) noch was wird, glaubt die Mutter wohl selbst nicht mehr. Stadelmann spielt ihn als Tunichtgut mit wenig Substanz und dem Charme eines Vertreters. Im Dorf wird er längst nicht mehr ernst genommen und auch Aase ertappt ihn beim Erfinden von Jägerlatein. Ibsens „Peer Gynt“ erzählt von der Erschaffung der Welt durch Sprache. Dies ist einerseits psychologisch motiviert als Rückzugsmöglichkeit von Mutter und Sohn vor dem

Elend, das ihnen der Säufervater einbrachte, andererseits national durch die nordischen Volksmythen. Bühnenbildnerin Maria-Alice Bahra hat diesem Kosmos die ganze Große Bühne des Basler Theaters geöffnet. Zuerst sitzt das Publikum auf einer Tribüne auf der Hinterbühne, je gebirgiger es wird, desto höher steigen Peer Gynt und die anderen die Bühnenmaschinerie hinauf. Nach der Pause wechselt man die Seiten, und vor dem letzten Akt erneut. Nun lässt sich einwerfen, wenn das Publikum schon durch die Inszenierung selbst nicht bewegt wird, wird es eben selbst bewegt. Doch dieser Einfall ist einer von Fiedlers stärksten. Denn, sobald sich im zweiten Teil der Eiserne Vorhang hebt, schaut man auf seinen eigenen leeren Platz. Die Selbst-Spiegelung wird verwehrt, man schaut einer Leerstelle ins Auge und ahnt, nicht nur eine Zwiebel hat keinen Kern.

Abgesehen von dieser nicht ganz kleinen Erkenntnis, kann man den vierten Akt, der Peer Gynt in die Welt führt, jedoch getrost vergessen. Diesen Teufelsritt über die Kontinente bekommt Fiedler, der in Basel als Regieassistent anfing und

2004 von „Theater heute“ zum Nachwuchsregisseur des Jahres gewählt wurde, nicht in den Griff. Zugegeben, kein ganz kleines Unterfangen, denn der Autor wollte sich wohl nicht ganz festlegen, ob es sich bei den Stationen in Afrika, Griechenland, der Psychiatrie und Ägypten um Realität oder Tagträume Peer Gynts handelt. Es geht also um die höhere Wirklichkeit der Dichtung, der man mit tollenden Affen, New Economy, einer Krankenschwester, die sich die Blutdruckmanschette an den Hals legt und regelmäßig in Ohnmacht fällt, nicht ganz gerecht wird.

Stattdessen werden Joscha Fischers langer Lauf zu sich selbst und andere Aufsteigermythen zitiert. Johanna Bantzer als Femme fragile Solveig wirkt hingegen durch stimmungsvolles Warten im Zelt ein wenig unterfordert, wobei sie immerhin Solveigs Lied singen darf. Für ein derart großes Opus wie „Peer Gynt“, das in Fiedlers Inszenierung gut dreieinhalb Stunden Zeit beansprucht, sind das ein paar Leerstellen zuviel.

Weitere Vorstellungen: 5./10. und 19. Mai im Theater Basel.

Annette Hoffmann